

# Vorwort

»Auch Kaiser Friedrich lebt nicht mehr!« – so war es nicht nur in dem illustrierten Familienblatt »Die Gartenlaube«, sondern in allen deutschen Zeitungen zu lesen, als Kaiser Friedrich III. nach 99 Tagen Regentschaft am 15. Juni 1888 seinem Krebsleiden erlag.

Der Krankheitsverlauf mit dem tragischen Ausgang ist in der Folgezeit in Doktorarbeiten, Büchern, Zeitschriftenartikeln, Antrittsvorlesungen und Festvorträgen beschrieben, referiert und analysiert worden, woran die erbitterte Kontroverse zwischen den deutschen Ärzten und einem englischen Arzt, dem die Alleinbehandlung des Thronfolgers und späteren Kaisers anvertraut war, wesentlichen Anteil hatte – wenn die Bezeichnung Behandlung medizinisch überhaupt gestattet ist.

Die publizistische Faszination, die von dem deutsch-englischen Ärztestreit ausging, führte zu einer von der Presse lancierten, nie da gewesenen Polarisierung der öffentlichen Meinung. Während sich die Konservativen an die Seite der deutschen Ärzte stellten, deren Diagnose von Anfang an Kehlkopfkrebs lautete, scharten sich die Liberalen, denen der Kronprinz selbst, vor allem aber die Kronprinzessin zuzurechnen waren, um den englischen Kehlkopfspezialisten Mackenzie, nicht nur, weil er die düstere Diagnose seiner deutschen Kollegen von Bergmann und Gerhardt nicht teilte, sondern viel mehr, weil er nach ihrer Überzeugung die fortschrittliche Heilkunst überhaupt verkörperte. Damit führte die Krankheit des Kronprinzen von Anfang an zu einer Parteienbildung, zum Für und Wider für Mackenzie oder für von Bergmann, deren Namen in der Presse regelrecht zum Schlagtruf wurden, der erste für die Liberalen, letzterer für die Konservativen.

Auch die politischen Folgen durch den frühen Tod des Kaisers – für viele Deutschlands liberale Hoffnung – sind immer wieder debattiert und unterschiedlich vermutet worden. Bei allem Spekulativen, das solchen Betrachtungen zwangsläufig anhaftet, sind sich die Historiker in dem Punkt einig, dass die deutsche Geschichte bei einer angenommenen Regierungszeit des Kaisers von 15 oder 20 Jah-

ren einen anderen Verlauf genommen hätte – um es als Nichthistoriker so allgemein und vorsichtig wie möglich auszudrücken.

Als Kronprinz hatte Friedrich Wilhelm – so der Geburts- und Taufname des späteren Kaisers – wenig auf sich aufmerksam gemacht, weil Bismarck und der Kaiser ihn vom politischen Leben ferngehalten und zur Tatenlosigkeit verurteilt hatten. Das liberale Gedankengut des Thronfolgers, das eher mit den gemäßigten politischen Ansichten seiner Mutter, der Kaiserin Augusta, als mit denen seines konservativen Vaters, Kaiser Wilhelms I., korrespondierte, war Bismarck immer suspekt. Noch mehr aber war es die englisch-liberale Gesinnung Kronprinzessin Victorias, der nach dem Vorbild Englands auch für Preußen und für Deutschland eine konstitutionelle parlamentarische Monarchie vorschwebte. Der Kanzler fürchtete ihren Einfluss daher mehr als den des Kronprinzen.

Wer war Kaiser Friedrich III., der schon ein Vierteljahr nach seinem hochbetagten Vater, noch wenig profiliert, verstarb, wenn man einmal von seiner glücklichen Hand als Feldherr in den Schlachten von Königgrätz, Wörth und Sedan absieht? Wofür er stand, was er politisch wollte oder konnte, das ahnten bestenfalls seine Anhänger und Freunde, eine überschaubare Schar, die mit Friedrichs Thronbesteigung eine liberale Morgenröte in Deutschland heraufziehen sahen. Ob ein gesunder Kaiser Friedrich jedoch die Kraft gehabt hätte, das von Bismarck geschaffene, zumindest formal föderative Deutsche Kaiserreich in eine parlamentarische Monarchie nach englischem Vorbild umzuwandeln, muss bezweifelt werden, zumal es ihm in seiner gesamten Kronprinzenzeit an einem liberalen Programm mangelte und er beim Thronwechsel noch immer ohne politisches Konzept dastand.

Dennoch wurde durch den Kaiser zweifellos Geschichte gemacht, aber doch nur vor dem tragischen Hintergrund einer todbringenden Krankheit. Nicht Friedrich III. selbst machte Geschichte – die Geschichte bediente sich nur seiner, aber leider dergestalt, dass eine politische Wende in Deutschland ausblieb. Sein junger, unerfahrener und eitler Sohn, Kaiser Wilhelm II., übernahm zunächst die von ihm bewunderte autoritäre Herrschaftsform Bismarcks und das preußische Hegemonialdenken Wilhelms I., aber ohne die politische Begabung und staatsmännische Klugheit Bismarcks und die menschliche Wärme seines Großvaters. Die 99 Regierungstage Kaiser Friedrichs konnten verständlicherweise politisch keine Spuren hinterlassen. Weil durch den frühen Tod des Kaisers eine Generation übersprungen wurde oder ausfiel, gingen die Staatsgeschäfte in Preußen wie im

Reich ohne nennenswerte Zäsur weiter, zumal der Reichskanzler zunächst noch weiterhin im Amt blieb.

Es hat aber auch – und auf diesen Umstand ist im Zusammenhang mit allen Erwartungen, die an die Thronbesteigung Kaiser Friedrichs geknüpft wurden, ausdrücklich hinzuweisen – Berührungspunkte zwischen Bismarck und dem Kronprinzen gegeben, die besonders bei der Reichsgründung zu Tage traten, an der der Thronfolger eifrig mitschmiedete, wenn dem Realpolitiker Bismarck auch für dessen reichsromantische Vorstellungen der Sinn abging. Auch die Tatsache, dass der Kronprinz nach seiner Thronbesteigung Bismarck in seinem Amt beließ, war keine krankheitsbedingte Schwäche dem erfahrenen und verdienstvollen Staatsmann gegenüber, da Bismarck auch unter einem gesunden Kaiser Friedrich mit hoher Wahrscheinlichkeit Reichskanzler geblieben wäre.

Wenn boshafte Zungen damals behaupteten: »Wenn der Kronprinz an die Macht kommt, wird die Kronprinzessin Kaiser«, dann wirft das immerhin ein Schlaglicht auf die Persönlichkeit des Kronprinzen und auf die politische Dominanz der Kronprinzessin. »Diese Engländerin«, wie man sie nicht nur in der konservativen und regierungsnahen Presse apostrophierte, war der Bismarckpartei immer verdächtig, schon weil sie überwiegend Menschen mit demokratisch-liberalem Gedankengut anzog, die wegen ihrer politischen Gesinnung besser nach England als nach Preußen passten.

Die Schmähungen und Verleumdungen der Kronprinzessin erreichten ihren Höhepunkt in der Zeit der Erkrankung des Kronprinzen und späteren Kaisers, in der merkwürdigerweise einem Engländer die Alleinbehandlung übertragen wurde, obwohl gerade Berlin in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts über hervorragende Ärzte verfügte. Wer hatte den englischen Kehlkopfspezialisten Mackenzie eigentlich gerufen, dem es gelang, die deutschen Ärzte binnen kurzem auszuschalten? War hier vor allem ein willfähriger Arzt vonnöten gewesen, weil das therapeutische Vorgehen nicht nur von medizinischen Überlegungen bestimmt werden sollte? Und hatte man in dem Engländer diesen Arzt gefunden? Wie auch immer – offenbar schien die Zukunft des Deutschen Kaiserreichs kurzzeitig in die Hände der Medizin gelegt, deren Repräsentanten Rücksichten auf politische Interessen und Mächtegruppierungen nehmen mussten, womit sie alle, nicht nur der Engländer Mackenzie, überfordert waren.

Die ursprünglich rein medizinische Problematik erhielt bald eine politische Dimension. Der von seinem ersten Auftritt an als Retter des Kronprinzen gefeierte Mackenzie geriet dabei zunehmend in Er-

klärungsnotē und immer mehr ins Zwiēlicht. Doch im Herrscherhaus blieb seine Position, wenn auch zur allgemeinen Verwunderung, unangefochten, besonders bei der Kronprinzessin und spāteren Kaiserin. Trotz diagnostischer Irrtūmer und Widersprūche, trotz fehlender kurativer Behandlungsmaβnahmen und eines hōchst fragwūrdigen Therapiekonzepts hielt das deutsche Kaiserpaar geradezu in Nibelungentreue an Mackenzie fest. Wie war das mōglich?

Im Mittelpunkt unserer pathobiografischen Betrachtung steht Friedrich III., der so genannte 99-Tage-Kaiser, der auch gelegentlich als »ewiger Thronfolger« und »stimmloser Schattenkaiser« bezeichnet wird, tragische Rollen, die ihm das Schicksal aufgebūrdet hat. Den breitesten Raum in dieser Darstellung nimmt zwangslāufig wieder sein von einer todbringenden Krankheit gezeichneter letzter Lebensabschnitt ein, der an Dramatik und an Tragik kaum zu ūberbieten war. Anhand von Arztberichten, Briefen von Ärzten, Politikern und Familienangehōrigen sowie Bediensteten des Kranken, von Tagebūchern, Telegrammen, Bulletins und zeitgenōssischen, teils ungedruckten Zeugnissen und einer Vielzahl archivalischer Quellen wird der Versuch unternommen, das verworrene und schwer zu durchschauende Geschehen von damals mit allen seinen Schōnfārbereien, Widersprūchen, Unwahrheiten, Beschuldigungen, Unterlassungen und Lūcken transparenter zu machen, wobei einige Fragen wohl fūr alle Zeiten unbeantwortet bleiben mūssen.